

## ... Nachtrag: Lotostochter oder vielerlei Wahrheiten

14. Januar 2012

Anisha<sup>1</sup> ist ein gestohlenen Kind. Und ein wunderschönes dazu, fotogen, exotisch, vom Cover ihres kürzlich erschienenen Buches schaut ihr Spiegelbild mit kajalschwarzen Augen und dem samtweichen Charme einer Einundzwanzigjährigen dem Betrachter geradewegs ins Gesicht. Mit dem verstörend-betörenden Blick eines Kindes, das leise zu fragen scheint: „Wer bin ich?“. Ein Blick, dem man im Bruchteil einer Sekunde erliegt.

Die „Lotostochter“ sei auf der Suche nach ihren Wurzeln, verrät einem das Buch und erzählt die unglaubliche Geschichte der adoptierten Tochter, die ihre leibliche Mutter nach 19 Jahren in Indien wieder findet. Die Fotos sind unterlegt mit weichen Brauntönen, das matt glänzende Layout verströmt ein bisschen orientalisches Flair: Anisha als Baby, Anisha mit Schultüte, Anisha als tanzender Teenager, Anisha im Schnee, Anisha in Indien. Ja, denke ich in meinem bösen kleinen Herzen, der Verlag hat seine Hausaufgaben gemacht. Auch für den medialen Auftritt des Buches ist gesorgt, Filmdokumentationen, Interviews, Talkshow und ganzseitige Zeitungsartikel, in manchen Blättern mehrfach und natürlich auch online. Das Thema geht gut, trifft einmal mehr den Nerv der kritischen Öffentlichkeit. Man kann lesen, sehen, hören, wie Anisha ihrer Mutter in Indien als Baby abhandeln kam, sie dann aber mit Hilfe einer indischen Menschenrechtlerin und der adoptionskritischen Organisation „act“<sup>2</sup> aufspürt. Und sich dabei in eine indische Prinzessin zu verwandeln scheint. Anishas Geschichte wirkt nicht nur auf die Menschen in Indien wie ein Märchen aus Bollywood, sie ist auch bei uns ein Hingucker. Ich sauge alles in mich auf, lese die verschiedenen Artikel mehrfach, schaue mir die Videos im Internet immer wieder an. Und das, obwohl ich mich jedes Mal etwas unbehaglich dabei fühle, mit an zu sehen, wie Tochter und Mutter sich nach all den Jahren wieder gegenüber ste-

---

<sup>1</sup> in diesem Kapitel wurde auf Namensänderungen verzichtet

<sup>2</sup> act = against child trafficking

hen. Das ist plötzlich nicht mehr so leise, so verstörend verletzlich, wirkt vielmehr ungenau, unbeholfen. Die Inszenierung großer Gefühle, die vor die Kamera gezerzt werden, will nicht recht gelingen, an einigen Stellen erinnert es fatal an eine Doku-Soap. Alles ein bisschen zu breit getreten, zu publikumsheischend. Und irgendwie zu schön, um echt zu sein.

Natürlich zieht sich durch die gesamte Story die einschlägige Kritik, das Feindbild wird ebenso gefällig präsentiert wie die Schuldzuweisung. Wie viele Berichte dieser Art transportiert auch diese Erzählung aus tausend und einer Nacht die immer gleiche erschreckende Botschaft: Auslandsadoption ist nichts weiter als legalisierter Kinderhandel. Sie gehört abgeschafft. Ein Schlag in meine Magengrube, mir wird flau. Ich fühle mich preisgegeben, abgeschossen, schutzlos einer öffentlichen Meinung ausgeliefert, die immer nur mit einer Seite der Medaille, mit einer Sicht auf dieses Thema konfrontiert wird.

Trotzdem weine ich mit Anisha, ich kann das Gefühl der Zerrissenheit nachempfinden. Anishas Begegnung mit ihrer indischen Familie erinnert mich an meine Erfahrungen in Algerien. Meine algerische Familie nahm mich mit offenen Armen auf, die deutsche Schwiegertochter wurde bestaunt, neugierig beäugt, befragt, herumgereicht und verwöhnt. Mir wurde eine Herzlichkeit zuteil, die mich umwarf, schnell empfand ich eine tiefe Verbundenheit mit meinen algerischen Verwandten. Eine Verbundenheit, die mit jedem Jahr, mit jedem Besuch wächst. Bei jedem Abschied heißt es: „Warum musst Du schon fort?“, bei jedem Wiedersehen: „Du hast uns so gefehlt!“. Der Strom der Tränen scheint mit jedem Mal weiter anzuschwellen, immer hilfloser versinken wir in der Flut unserer Gefühle. Allen voran mein Schwiegervater, der ja nun nicht mehr unter uns ist. Ein gestandener Mann, der fünf Kinder großzog, lag immer wieder schluchzend in meinen Armen, wenn wir uns auf dem Flughafen Lebewohl sagen mussten. Ich kenne dieses Gefühl, Anisha. Zumindest kenne ich das Gefühl, in zwei Welten zu leben.

Meine Anteilnahme an deinem Schicksal, meine Parteinahme für Dich steht außer Frage. Aber die Medienprofis hinter der Lotostocher mag ich nicht. Nein, ich hätte das Kamerateam nicht mit nach Indien

genommen. Die Stimmungsmacher verdienen das Geld, die Aktivisten erreichen ihre Ziele, den Kopf hinhalten müssen andere.

Auslandsadoption ist ein schwieriges Thema, da gebe ich Dir Recht. Darf ich überhaupt „Du“ sagen? Aber Auslandsadoption ist auch ein wehrloses Thema. Man braucht nur etwas Kinderraub aus Indien beizumengen und schon ergibt das eine skandalträchtige Masse, die man nach Belieben kneten und auspressen kann. Ich will das Verdienst, auf die Problematik illegalen Kinderhandels aufmerksam zu machen, nicht schmälern. Aber die zunehmend tendenziöse Aufbereitung dieses Themas in den Medien und die allzu große Selbstgewissheit einseitiger Schuldzuweisung bringt mich auf die Palme. Und ich werde das Gefühl nicht los, dass dieses Thema im Grunde noch für etwas ganz anderes herhalten muss: Der derzeitige Hype um Auslandsadoption ist nicht zuletzt ein Ausdruck schlechten Gewissens. Nicht nur der tatsächlichen illegalen Fälle wegen. Sondern auch des schon erwähnten Gefälles wegen, unseres Wohlstandes wegen, der sich mit einer nicht enden wollenden Flut von Elendsbildern aus aller Welt konfrontiert sieht. Da ist ein latentes Unwohlsein spürbar, wann immer wir es mit der „dritten Welt“ zu tun bekommen, ein kollektives, diffuses Schuldgefühl, das uns plagt. Ein handfester Sündenbock „Kinderhandel“, an dem man sich abarbeiten kann, kommt da wie gerufen. Indem man auf den Sündenbock eindrischt, verschafft man sich die Illusion, auch etwas gegen das globale Unrecht zu tun, gegen die Benachteiligung und Entrechtung der Armen in der Welt. Und dasselbe schlechte Gewissen, das von Auslandsadoption nun am liebsten nichts mehr wissen will, ist für unsere verkorkste Adoptionsgeschichte verantwortlich, hat uns und unserem Kind jene Menschlichkeit vorenthalten, der ich nun schon ein ganzes Buch lang hinterher lamentiere. Dasselbe schlechte Gewissen, das den betroffenen Sachbearbeitern auf den Jugendämtern in's Gesicht geschrieben steht, wenn sie wegen der „gestohlenen Kinder“ die Hölle heiß gemacht kriegen. Deutsche Jugendämter verwickelt in Menschenhandel! Mich wundert gar nichts mehr. Aber ich bin es satt, den Prügelknaben abzugeben.

Zwischen Kinderhandel und Adoption könne nicht mehr unterschieden werden, argumentieren die Aktivisten. Auslandsadoption sei verflochten mit politischen und finanziellen Interessen, eine kräftige Adoptionslobby wirke auf die politisch Verantwortlichen ein. Das Bild, das von den diebischen Adoptiveltern gezeichnet wird, wirkt im besten Fall ambivalent. Als weiteres Opfer dieser Ambivalenz erscheint neben Anisha auch Siema in den Berichten, auch sie aus Indien adoptiert, auch sie mit gefälschten Papieren nach Deutschland verschleppt. Als der leibliche Vater starb, habe die Mutter die kranke Siema in die Obhut indischer Ordensschwwestern gegeben, „im Vertrauen darauf, das Kind nach einer Woche wieder abholen zu können“, so der Pressebericht. Statt dessen sei Siema mit einer gefälschten Einverständniserklärung nach Deutschland vermittelt worden. Siema war zu diesem Zeitpunkt zwölf Jahre alt und leprakrank. Damit passt sie allerdings nicht gerade in das Beuteschema profitgieriger Menschenhändler, die Kinder im Akkord verhökern. Ebenso wenig entsprechen die deutschen Adoptiveltern, die Siema aufnehmen, dem Stereotyp von verzweifelten Kinderlosen, die nach einem Baby lechzen. Man erfährt, dass die Familie mehrere Kinder hat, leibliche und adoptierte. Dass Siema innerhalb einer Woche verschwunden sein soll, um dieser Familie vermittelt zu werden, klingt einfach unglaubwürdig, mein böses kleines Herz will das nicht glauben. Dennoch: Die Adoptiveltern nahmen Siema auf in dem Glauben, sie sei ein Findelkind. Als heraus kam, dass Siema noch Angehörige hatte, erfüllten die Eltern Siemas Wunsch nach Rückkehr zu ihrer indischen Familie. Und die deutsche Adoptivmutter bekennt reumütig, sie habe der indischen Mutter das Kind weg genommen. Nach der selbstlosen Wiedergutmachung auch noch ein öffentliches Schuldanerkenntnis. Auch wenn diese Haltung Frau Knuth über alle Maßen ehrt – ganz uneingeschränkt teile ich ihre Sicht der Dinge nicht.

Die „Wahrheit“ mag, wie so oft, irgendwo in der Mitte liegen. Auch Anishas Geschichte wird von jedem etwas anders erzählt, jeder ist auf seine Weise um das rechte Licht bemüht. In einer Filmszene behauptet Fatima, Anishas indische Mutter, man habe ihre Tochter ver-

kauft. Anisha selbst macht in ihrem Buch (das in vielem differenzierter und ehrlicher ist als die übrigen medialen Aufbereitungen) detaillierte Angaben, die diesen Verdacht zumindest für ihren Fall widerlegen. Aber Fatima scheint überzeugt von ihrer Version. Das macht ihr die Ordensschwester, die für die Kindesvermittlung verantwortlich ist, noch hasenswerter. So scheint jeder ein bisschen nach zu helfen, will vor allem an seine Deutung der Realität glauben. Das ist menschlich.

Ich war ein einziges Mal in Indien, das ist schon ein paar Jahre her. Im Zug von Kalkutta nach Ghatsila beobachtete ich ein Kind, ein Mädchen von vielleicht vier oder fünf Jahren, das den Fußboden von Unrat säuberte. Dank seiner geringen Körpergröße gelangte das Kind mit seinem kleinen Reisigbesen auch in die schwer zugänglichen Ecken und Winkel, behende kroch es zwischen den Beinen der Reisenden umher und verrichtete schweigend seine Arbeit. Der Zug ruckelte gemächlich über die Schienen, die Vormittagssonne schien warm durch die schmutzigen Scheiben unseres Waggons und die meisten Leute im Abteil dösten vor sich hin. Niemand nahm Notiz von dem Kind, niemand nahm Anstoß an der Kinderarbeit. Bei uns wäre sie jetzt im Kindergarten, dachte ich entgeistert. Ich erinnere mich noch gut an dieses grässliche Gefühl der Hilflosigkeit. Und an das Gefühl von Schuld diesem kleinen Wesen gegenüber. Schuld, so zu sein, wie ich bin. Schuld, so zu leben, wie ich lebe. Die Schuld der Satten, die Schuld der im Westen Geborenen. Dabei schien die Kleine nicht halb so unglücklich zu sein wie ich. Sie war es nicht anders gewöhnt. Aber ich wusste es besser, ich wusste um meine angeborene und darum so unbegreifliche Verstrickung in ein Unrecht, das mich Zeit meines Lebens zur Privilegierten machte, während sie immer benachteiligt bleiben würde.

Ja, ich habe es selbst auch, dieses schlechte Gewissen. Und inzwischen ist das diffuse Schuldgefühl sogar um einiges konkreter, heute erscheint mir das seinerzeit empfundene Unrecht nicht mehr ganz so unbegreiflich, es gibt Namen für dieses Unrecht, viele Namen: Globalisierung, Börsengeschäfte, Ausbeutung, Korruption und so weiter. Diese Namen stehen für die Auffassung, dass unser Industrienationen-Wohl-

stand weder Dharma noch Karma, weder unabänderliches Schicksal noch das (ausschließliche) Ergebnis von Disziplin und Fleiß ist. Er ist das Ergebnis dessen, was Globalisierungsgegner auch als „strukturelle Gewalt des Kapitals“<sup>3</sup> bezeichnen, als eine verselbständigte Form von Profitstreben und systematischer Vorteilsnahme durch Raubbau. Diese Gewalt sorgt für Spekulationen mit Rohstoff- und Lebensmittelpreisen an den Börsen, was in Agrarländern Hungersnöte verursachen kann. Sie sorgt für die Produktion enormer Mengen von Futtermitteln für Massentierhaltung, die einen gedankenlosen Fleischkonsum ermöglicht und gleichzeitig den Anbau von Getreide zur Versorgung der Weltbevölkerung verhindert. (Für die deutsche Massentierhaltung werden jährlich über fünf Millionen Tonnen Soja aus Südamerika importiert. Das entspricht einer Fläche von 2,2 Millionen Hektar. Auf dieser Fläche könnte man so viele Lebensmittel ökologisch produzieren, um 12 Millionen Menschen ein Jahr lang ausgewogen zu ernähren<sup>4</sup>. Apropos ausgewogen: Ein US-Amerikaner isst im Durchschnitt 128 Kilo Fleisch pro Jahr, ein Deutscher im Durchschnitt 88 Kilo Fleisch und ein Inder bekommt ganze 5 Kilo jährlich.). Kurzsichtiges Profitdenken sorgt dafür, dass Produktion in's Ausland verlagert wird, wo marokkanische Arbeiterinnen unsere Nordseekrabben für einen Hungerlohn pahlen oder kenianische Landarbeiter für ein paar Cent unsere Discount-Rosen (1,99 Euro der Bund) heranzüchten. Es sorgt auch für Billigimporte aus Ländern wie Indien, in denen die vielen kleinen Hände der Kindersklaven nutzlosen Tand fertigen, um gelangweilte Europäer bei Kauflaune zu halten. Immer neue Wertschöpfungsketten werden ersonnen, an deren einem Ende die Verlierer um das Nötigste kämpfen und an deren anderem Ende sich die Gewinner die Hände reiben. Eine Geldvermehrungslogik, die die Erde gnadenlos in eine Welt für Arme und eine für Reiche teilt, in ein weltweites Kastensystem von Besitzenden in der reichen und Habenichtsen in der armen Kaste.

Ich übertreibe? Mag sein. Und mag sein, dass auch das nicht die ganze Wahrheit ist. Es ist ein Versuch. Ein Versuch zu begreifen, warum

---

<sup>3</sup> Jean Ziegler

<sup>4</sup> Quelle: Umweltinstitut München e.V.

es sie gibt, diese arme Welt. Mein Versuch zu begreifen, dass dieses indische Kind unter Sitzbänken Schmutz zusammenfegen musste, anstatt in der Vorschule seine ersten Buchstaben zu krakeln. Und das, ohne dass irgend jemand aus dem Abteil aufgesprungen wäre, um dem Kind auf der Stelle beizustehen. Hier kommt eine weitere Wahrheit: in Indien gehört das zum Alltag. Dabei sind auch in Indien nicht alle arm, beileibe nicht. Aber die arme Welt ist gleich nebenan, und sie ist ganz selbstverständlich, diese extreme Armut, die nichts zu tun hat mit dem Unterdurchschnittseinkommen westlicher Prägung. Eine Welt mit eigenen Gesetzen, einfachen Gesetzen. Wenn ich so arm bin, erübrigt sich manches. Auch die Diskussion darüber, ob es richtig ist, mein Kind arbeiten zu lassen anstatt es in die Schule zu schicken. Es ist notwendig. Wenn Leben im Grunde auf das Überleben reduziert ist, dann wird vieles brüchig, was man heutzutage und hierzulande für unantastbar, für unabdingbar hält. Wohlgemerkt: Armut ist keine Schande, aus gewissen Blickwinkeln ist ihr sogar eine besondere Würde eigen. Jesus predigte Besitzlosigkeit, Buddha erstrebte vollkommene Bedürfnislosigkeit, Entsagung und Askese als Königsweg zur Veredelung des Bewusstseins! Auch in politischen Debatten wird Verzicht als die neue Tugend der Nachhaltigkeit gepriesen – in einer Überflussgesellschaft, die alles hat. Aber wenn ich nicht weiß, ob ich meinem Kind am nächsten Tag noch etwas zu essen geben kann, dann ist das etwas anderes. Aufgezwungene Armut bedeutet Not. Und diese Not untergräbt zwangsläufig die Ideale von Elternliebe. Unsere Ideale. Natürlich lieben auch arme Eltern ihre Kinder. Aber ihre Möglichkeiten, ihren Kindern Menschenrechte zukommen zu lassen, sind genauso begrenzt wie ihre Möglichkeiten, sich selbst diese Rechte zu verschaffen. Ideale muss man sich leisten können, Kinder muss man sich leisten können. Das ist eines der grausamen Gesetze der Armut und es gilt weltweit.

Fatima, Anisha, Siema, sie alle waren Menschenrechtsverletzungen ausgesetzt. Die indische Menschenrechtlerin erklärt im Film, in Indien haben Arme keine Bürgerrechte, „*no civil rights*“, die Polizei verfähre willkürlich, Arme seien dem schutzlos ausgeliefert. Umso heftiger for-

dert sie nun Respekt für Fatima ein, umso deutlicher klagt sie die menschenverachtende Handlungsweise der involvierten Ordensschwester an, die in Fatima kein menschliches Wesen, erst Recht keine Mutter sehe. Und fordert damit etwas ein, was in Indien für viele Menschen noch immer wie von einem anderen Stern zu kommen scheint: Chancengleichheit. Ein gleichwertiges Mitglied der Gesellschaft zu sein mit unveräußerlichen Rechten, ein Individuum, dem eine grundlegende Wertschätzung zu gelten hat, unabhängig von seiner Geburt, seinem Stand oder seinem Einkommen, das ist in Indien offenbar immer noch nicht selbstverständlich. Mutter Teresa, die berühmte Namensvetterin jener Schwester Teresa, die in Anishas Adoption verwickelt war, las die Ärmsten der Armen in Kalkutta von der Straße auf, um ihnen wenigstens ein Sterben in Würde zu ermöglichen. Mutter Teresas Engagement war und ist umstritten, zu katholisch, zu missionarisch. Die Ursachen der Verelendung würden dadurch nicht bekämpft, schimpften viele. Dem „Todesengel von Kalkutta“ sei es vor allem um die Bekehrung zum rechten Gott gegangen – und dann erst um die Menschen in ihrem Leid. Die Hygiene und die medizinische Versorgung in den von ihr gegründeten Sterbehospizen sei unzureichend. Und dass aus religiöser Überzeugung grundsätzlich keine Schmerzmittel an die Sterbenden abgegeben würden, sorgte für erbitterte Diskussionen. Dennoch brachte die von Mutter Teresa gegründete Ordensbewegung der katholischen Kirche viele Spendengelder ein. Nicht nur selbstbewussten Hindus ist das Vermächtnis der erzkonservativen Nonne ein Dorn im Auge, Kritiker unterschiedlicher Provenienz lassen keine Gelegenheit aus, um am Nimbus der Friedensnobelpreisträgerin zu kratzen. Und das Wirken derjenigen, die ihrem Beispiel folgen, zu untergraben. Die Umtriebe von Ordensschwestern, die indische Kinder auf krummen Wegen in eine christliche Adoption in den Westen vermitteln, sind nun ein weiterer Anlass, die Haltung der ungeliebten Missionarinnen anzuprangern. Wenn sich die Empörung dieser Kritiker gleichzeitig auch gegen das problematische indische Kastenwesen richtet, bin ich einverstanden. Denn jenseits aller berechtigten Aufregung, jenseits aller Dämonisierung oder Idealisierung

der Übermutter Teresa nötigt mir ihre Kompromisslosigkeit Respekt ab. Eine Kompromisslosigkeit, die sich nicht damit abfindet, dass alles relativ ist. Eine Kompromisslosigkeit, die weder die Existenz verschiedener Welten noch die verschiedener Kasten akzeptiert. Und die darüber hinaus eine klare Haltung zur Schuldfrage formuliert: „Die Armut wurde nicht von Gott geschaffen. Die haben wir hervorgebracht, ich und du mit unserem Egoismus“<sup>5</sup>. Damit offenbart Mutter Teresa nicht nur Demut. Sie bekennt sich (zumindest in dieser Frage) klar zu einer Diesseitigkeit, die denjenigen fremd ist, die die Ursachen für Missstände im vorigen Leben der anderen suchen anstatt vor der eigenen Tür zu kehren.

Arun Dohle sagt in einem der Berichte sinngemäß: „So lange es viel Geld für die Kindesvermittlung gibt, solange werden arme Eltern auf welche Weise auch immer dazu verleitet, ihre Kinder herzugeben“. Das Gesetz der Armut. Und noch eine Wahrheit: Nicht nur wir wissen von der armen Welt, auch die arme Welt weiß von uns. Unser Wohlstand weckt nicht nur die Begehrlichkeiten windiger Geschäftemacher, er weckt auch die Hoffnungen und Sehnsüchte derer, die in die andere Welt hineingeboren wurden. Ein Artikel im Weser Kurier<sup>6</sup> berichtet davon, dass Eltern in armen Ländern ihre Kinder in Heimen unterbringen, nicht nur, damit sie regelmäßig zu essen bekommen, sondern auch in der vagen Hoffnung, dass die Kinder dann in reiche Länder adoptiert werden. Dieser so betitelte „Madonna-Effekt“ sei eine Ursache dafür, dass Kinder fälschlich als Waisen deklariert würden, in manchen Ländern sollen nur 3-4% der Heimkinder tatsächlich elternlos sein, die meisten Kinder hätten noch mindestens ein Elternteil oder nahe Verwandte. Allein die Aussicht darauf, dass es das Kind durch eine „reiche“ Adoption vielleicht in ein besseres Leben schafft und womöglich so der ganzen Familie, dem ganzen Dorf etwas von diesem Segen zuteil wird, reicht aus, um dem Kind die Eltern zu nehmen. Wer das nicht versteht, möge einmal zwei Tage lang fasten. Selbst, wenn diese Statistiken über-

---

<sup>5</sup> Briefmarke der deutschen Post AG aus dem Jahre 2010 zum 100. Geburtstag von Mutter Teresa

<sup>6</sup> Weser Kurier Themenseite 3 vom 30. Dezember 2011

treiben: Kann man sich einen Ausdruck von Not vorstellen, der noch ungeheuerlicher ist?

Ich bekenne mich schuldig. Ich bekenne mich schuldig, zwei Kinder großziehen zu können, sie kleiden, satt machen und in die Schule schicken zu können, während viele Menschen in den armen Welten dieser Erde das nicht können. Aber ich sehe keine Lösung darin, Auslandsadoption abzuschaffen. Denn damit schüttet man das Kind mit dem Bade aus, im wahrsten Sinne des Wortes. Damit löst man nur den missionarischen Eifer einer Ordensschwester Teresa durch den missionarischen Eifer einer Roelie Post ab. Was wäre die Konsequenz? Blieben die Kinder bei ihren Eltern oder würden sie trotzdem in Heimen landen? Oder in Fabriken und Manufakturen? Darf man die Kinder ihrem Schicksal überlassen? Auslandsadoption ist eine Folge des eigentlichen Problems, nicht die Ursache. Das eigentliche Problem ist die Armut, das eigentliche Problem ist die extreme Kluft zwischen dauernder materieller Not und materiellem Überfluss. Dieser Kluft kommt man nicht bei, indem man Auslandsadoption abschafft. Das wäre nur eine Ersatzhandlung, die unser schlechtes Gewissen beruhigt.

Kinder nur noch im Inland in die Adoption zu vermitteln, ist auch deshalb kein Allheilmittel, weil auch für diese Kinder die Gefahr besteht, dass sie der Ausbeutung anheim fallen. Vor Jahren sah ich einen Bericht über ein indisches Heimkind, das von einer wohlhabenden indischen Familie aufgenommen worden war. Das Mädchen wuchs auf als ein Kind zweiter Klasse, es verrichtete den Haushalt und hütete die leiblichen Kinder der Familie, die in die Schule und auf die Universität gehen durften, während es selbst nie lesen und schreiben lernte. Auch aus Algerien hört man leider solche Geschichten, die Sachbearbeiterinnen von der DAS haben gerade bei der Vermittlung von Mädchen ein wachsames Auge auf die Bewerber. Manchmal akzeptieren sie Bewerbungen für ein Kind nicht, wenn sie den Verdacht haben, das Kind könnte in dieser Art und Weise ausgenutzt werden.

Die Welt kann auf Adoptiveltern nicht verzichten. Adoptiveltern, die es ehrlich meinen mit ihrer Liebe für das Kind. Eine Liebe, die ein

zwölfjähriges leprakrankes Kind erst gesund füttert und es dann unter Tränen wieder ziehen lässt. Diese Ressource verdient es nicht, in aller Öffentlichkeit schlecht gemacht zu werden. Und sie hat es auch nicht nötig, sich selbst schlecht zu machen. Selbst dann nicht, wenn sich zu der ehrlichen Liebe dieselbe menschliche Schwäche gesellt, die wohl den meisten Eltern anhaftet: die Sehnsucht nach einem gesunden und hübschen Kind, das sich gut entwickeln kann. Adoptiveltern sind in Bezug auf „ihr“ Kind genauso egoistisch wie alle anderen Eltern auch. Auch ehrliche Eltern sind nun einmal nicht unfehlbar. Aber auch das ist kein Grund, sie abzuschaffen. Abschaffen müsste man etwas anderes.

20.01.2012

Vorhin habe ich meine beiden Jungs abgeholt vom Spiel bei einem von Farids Klassenkameraden. Ich musste die Versuchung niederkämpfen, meinen Großen zu fragen, ob es ihm gut geht, ob er manchmal an seine andere Mutter denkt? Aber die beiden waren so zufrieden in diesem Moment, es schien alles so richtig zu sein, dass ich das Fragen auf später verschob. Es werden womöglich noch viele Fragen kommen. Vor circa drei Wochen kam mein Großer von der Schule nach Hause und meinte, ich sei eine Kinderräuberin. Ich sah ihn mit großen Augen an. Er sei ein gestohlenen Kind, meinte mein Sohn mit seinen gerade mal zehn Jahren. Diese Vokabeln waren mir neu, ich hakte nach, wie er darauf käme, wo er das gehört hätte? Er wurde albern, wechselte das Thema. Seit ich von der Lotostochter gehört habe, weiß ich, woher er das hat. Da reicht schon ein kleiner Tratsch unter Lehrerinnen („hast Du schon gelesen?“) oder eine flapsige Bemerkung eines Mitschülers, der bei seinen Eltern etwas aufgeschnappt hat...

Ja, wir nehmen den Armen nicht nur die Kinder weg, wir nehmen ihnen auch alles andere weg. Und weil es sich mit dieser kollektiven Gewissheit so schlecht lebt, stehe ich nun unter besonders strenger Beobachtung. Es fällt mir immer schwerer, mich als Adoptivmutter zu outen. Ich bin nicht nur Ersatzmutter, ich bin auch Ersatzsünderin.

Die „Stunde der Wahrheit“ wird auch für meine Kinder eines Tages kommen und dann werde ich mit ihnen den Gang zum Amt in Blida machen müssen. Diese Stunde wird schon schwer genug für uns alle werden. Muss ich mich für diese Stunde, muss ich mich für das Leid meiner Kinder, verlassen worden zu sein, nun auch noch Wildfremden gegenüber rechtfertigen, die glauben, mich scheel anschauen zu dürfen, weil sie das in der Zeitung gelesen haben?

Kinderräuberin, raunt es hinter mir im Supermarkt. Ich habe Schweißperlen auf der Stirn.